Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 24. 4. 1938 | Nr. 17

Ich will!

Es gibt ein Wort, das Tore sprengt
das sich durch alle Nebel drängt,
das alle Mauern niederrennt
und weder Schild noch Schranke kennt.
Es gibt ein Wort, das trotzt und siegt,
das jede Lanze niederbiegt,
ein Wort, das Berg auf Berge türmt,
bis es zuletzt den Himmel stürmt,
ein Wort, das trotzig, stark und still;
es heißt: ich will!

Bogislav von Salchow

Der Wille.

Der Wille ist eine gewaltige Triebkraft im Leben des Einzelnen wie im Schicksal ganzer Völker. Was unmöglich erscheint, kann ein starker Wille zuwege bringen, was verloren scheint, kann er retten, was unerschütterlich scheint, kann er über Nacht stürzen.

Glücklich das Volk, das Männer mit starker Willenskraft zu Führern hat, denn ein unbeugsamer Wille ist die Grundlage jeder staatsmännischen Arbeit. Aber auch das Volk als Ganzes muß einen ungebrochenen Willen haben, sein Dasein zu erhalten und zu verteidigen; sonst begibt es sich seiner Lebensfähigkeit und seines Lebensrechtes.

Im Leben des Einzelnen ist der Wille gleicherweise unentbehrlich, denn erst durch ihn erhalten die besten Fähigkeiten und Anlagen ihre Stoßkraft. Wehe aber, wenn er von unlauteren Zielen und Wünschen gelenkt wird! Wir haben in der Geschichte genügend Beispiele, wie ein starker Wille, wenn er finsteren und unheilvollen Kräften dienstbar gemacht wird, mit hinreißender Gewalt ebensoviel zerstören kann, wie er anderwärts Gutes geschaffen hat. Die traurige Berühmtheit solcher ungeschlachten Willensriesen möge der Menschheit ein warnendes Beispiel dafür sein, den Willen ungezügelt wirken zu lassen oder ihn der Selbstzucht unterzuordnen. Er muß sich die Ziele für seinen ungestümen Weg von einer hohen, reinen Idee geben lassen.

Darum stählt euren Willen an edlen Aufgaben und werdet nicht müde, ihn mit der ganzen Inbrunst eures Herzens und mit der ganzen Kraft eures Gemüts einzusetzen. Hütet euch vor dem starken, aber unedlen Willen der Ichsucht und des Ehrgeizes; er baut nicht auf, sondern reißt nieder und tötet das Heilige in der Seele. Unendlich viel Gutes wird er jedoch dann stiften, wenn er sich in den Dienst eines höheren Auftrags stellt und stets in ehrfürchtigem Gehorsam auf eine innere Stimme lauscht.

Auf manchen Lebensgebieten wird der stärkste Wille machtlos: in den Bereichen, die jenseits unserer verstandesmäßigen Überlegung liegen. Alles natürliche Wachstum vollzieht sich ohne unseren Willen; es kann aber von ihm gefördert oder geschädigt oder gar zerstört werden. So kann der lauteste Wille, gepaart mit der reichsten Einsicht, niemals Liebe erzwingen oder Glaube wecken, wenn Liebe und Glaube nicht schon im Gemüt keimen. Ebensowenig kann er im Verein mit klugem Verstand Kunst gestalten, wenn sie nicht nach ihren eigenen, ewig unenträtselten Gesetzen in den Tiefen der Seele schon gezeugt ist. Hier muß der Wille schweigen und in Ehrfurcht still werden vor den geheimnisvollen Kräften, die wir uns nicht nehmen können, sondern die uns nach einem uns verborgenen höheren Plan gegeben werden.

Adolf Seifert.

Der „Polenkönig" auf dem Danziger Rathausturm.

Das Ende einer Legende.

Auf dem schlanken, in das Reich des Windgottes hinaufragenden Turm des Danziger Rathauses thront eine rätselhafte Gestalt: ein barfüßiger Mann mit einer Krone auf dem Haupte, einer mit dem Stadtwappen geschmückten und in einem Segelschiff endenden Windfahne in der Hand.

Als 1854 der weiland Kgl. Professor Johann Karl Schultz sich diese 1561 geschaffene Figur näher betrachtete und ihren Sinn in seinem gelehrten Haupt zu ergründen versuchte, fiel ihm nichts Besseres ein, als in ihr König Sigismund August von Polen zu vermuten.*) Im übrigen zerbrach sich niemand weiter den Kopf darüber. Warum auch!

Nach dem Krieg aber rückte die These von Schultz aus begreiflichen Gründen in den Brennpunkt des Interesses. Gab es denn noch ein besseres Sinnbild für das Polentum Danzigs als jene erhaben über dem Stadtganzen thronende Majestät des Königs? Und so bemächtigte sich die Propagandahistorie dieses reizvollen Motivs und schlachtete es nach allen Regeln der Kunst aus. Man schaute nur, mit welcher Ehrfurcht Jan Kilarski in seinem von der deutschen Kritik mit Recht restlos zerpflückten Tendenzwerk „Gdańsk" (1937, S. 68, 136) schreibt: „Auf der nadelgleichen Spitze in dem vom Meer und den weiten Weichselländern kommenden Winde wendet sich wachsam nach allen Seiten die fürsorgliche, vergoldete Herrschergestalt des Sigismund August . . ."

Wenn wir Polen wären, würden wir uns allerdings anders zu dieser Frage einstellen als Herr Kilarski. „Nicht zu glauben", würden wir protestieren, „dieses Enfant terrible Gdańsk hat es gewagt, unseren König zu einer Art Windgockelhahn auf einer Turmspitze zu machen, seinen Mantel und seine Windfahne mit dem Danziger Wappen zu verunzieren, ihn barfüßig darzustellen! Weg mit diesem Schandmal!"

Nichts von alledem regte sich in der Überlegung der „Gralshüter" der politischen Legenden, die sich ja auch bekanntlich immer nur an die geistige Unreife wenden. Im Gegenteil! Der „Kurjer Poznański" vom 13. März 1938 brachte in großer Aufmachung einen bebilderten Artikel, der leidenschaftlich gegen die angebliche Umtaufung des „Sigismund August" in „Der Güldene Kerl" durch den Danziger Senat Stellung nahm: „Dieses güldene, stark vergoldete Denkmal stellten die Danziger in der Vergangenheit dem polnischen König direkt auf der Spitze des Rathauses auf. Ob die Herren Forster und Greiser es fertigbringen, diese Dokumente der Zusammengehörigkeit Danzigs und Polens zu vernichten? Sie können sie vernichten und Barbarentum zur Schau tragen, aber sie werden die geopolitische Wirklichkeit nicht ändern."

Es ist zu begrüßen, daß ein bekannter polnischer Kunsthistoriker. Dr. Alfred Brosig, im „Kuryer Literacko-Naukowy" (1938. Nr. 14, Beilage des Krakauer „IKC") dieser Legende den Garaus gemacht hat. Von dem Äußeren der Figur und dem Inhalt der Inschriften ausgehend, stellt er überzeugend fest, daß die Annahme von Schultz, es handle sich um den polnischen König, ein geradezu fataler und lächerlicher Unsinn sei. „Stat rector dextraque tenet cedentia signa ventis . . ." (Es steht der Leiter und hält in der Rechten die den Winden nachgebende Fahne . . .), so heißt es an einer Stelle. Wer dächte da nicht sofort an Neptun, den „rector maris" („Lenker des Meeres"), an Phoebus, den „lucis rector" („Lenker des Lichts") und schließlich an den hier nur in Frage kommenden „Aeolus rector ventorum"! („Äolus, den Lenker der Winde".) Um so mehr, als ja zu Füßen des Rathausturmes in sinnvollem Wechselspiel auch dem Herrscher der Meereswellen ein Denkmal, und zwar der Neptunsbrunnen, errichtet worden ist. Es steht nunmehr nach Brosigs scharfsinnigen und wirklich wissenschaftlichen Ausführungen fest, daß über Danzig nicht König Sigismund August thront, sondern Äolus, der König der Winde. Und daran gibt es nichts mehr zu rütteln!

Dr. Kurt Lück.

*) Vergl. sein Buch „Danzig und seine Bauwerke in malerischen Originalradierungen" Berlin 1872.

In memoriam.

Manfred Freiherr von Richthofen.

Anfrage vom 21. April 1918 der Staffel 11 an die Divisionskommandos des Abschnitts

Die Staffel 11 ist von einem Feindflug zurückgekommen. Der Rittmeister fehlt. Die Herren der Staffel melden, daß der Rittmeister heruntergekommen ist. Ist in Ihrem Abschnitt ein roter Dreidecker notgelandet? Ist bei Ihnen diesseits oder jenseits ein roter Dreidecker beobachtet worden, der landete?"

Bericht des Generalstabsoffiziers der 1. Division:

Die Artillerie-Beobachtungsstelle des Feldartillerie-Regiments Nr. 16, Oberleutnant Fabian, habe den Kampf einwandfrei von Hameln-Ost aus beobachtet. Oberleutnant Fabian habe gesehen, daß ein roter Dreidecker auf Höhe 102 nördlich Vaux sur Somme glatt gelandet sei. Sofort nach der Landung sei englische Infanterie herbeigelaufen und habe die Maschine hinter die Höhe gezogen.

Anfrage des Armeeoberkommandos in offener Sprache zum Feind:

„Rittmeister von Richthofen jenseits gelandet, erbitten Nachricht über Schicksal."

Am Abend des 21. April Eröffnung des letzten Willens:

„den 10. 3. 18.

Sollte ich nicht zurückkommen, so soll Oberleutnant Reinhard (Jasta 11) die Führung des Geschwaders übernehmen.

Frhr. v. Richthofen.
Rittm."

Aufgefangener feindlicher Funkspruch.

„. . . berühmte deutsche Jagdflieger Rittmeister von Richthofen wurde bei Corbie abgeschossen und ist nach der Landung durch australische Truppen . . ."

Englische Melderolle, gefunden am 23. April abends:

To The German Flying Corps.
Rittmeister Baron Manfred von Richthofen was kûled in aerial combat on April 21th 1918. He was burried with full military honours.
From British Royal Air Force.

Gottfried von Herder:

Ulrich von Hutten.

Geboren vor 450 Jahren — am 21. April 1488.

Hutten starb als ein Flüchtiger, als ein Vertriebener, und hatte zuletzt nichts, da er sein Haupt hinlegte; nur eine Schreibfeder fand man nach seinem Tod bei ihm und einige Briefe seiner Freunde. Wie sein Nachlaß war, soll und kann auch nur dies Denkmal werden: ein glatter Stein auf seinem Grab oder ein Brief von Freundeshand über seinen Tod und über sein kurzes stürmisches Leben.

Wenn ein junger, feuriger Mann schon in Jahren, die andere noch als Pflanzen wegträumen, ein Mann fürs Vaterland ist, der den faulen Weg und die ruhige Lebensart der Mönche (es gibt Mönche in allen Ständen) früh verläßt, eben weil ihm vielleicht sein Genius zulispelt, daß er es nicht lange werde tun können: er strebt was er kann, er wählt, mit den Guten und fürs Gute freiwillig Ungemach zu leiden, Stand, Güter, Ruhe, Leben, Ehre aufzuopfern, und läßt sich durch jede neue Gefahr nicht abschrecken bis ans Ende seiner kurzen Laufbahn; die Finsternis ist aber stärker als das Licht, die Sklaverei stärker als die Freiheit; man rottet sich um ihn, schneidet, da er noch keine Grenzen seiner Wirksamkeit kennt, ihm Luft und Atem ab; auch seine Freunde treten scheu zurück; sein edelster, ihm treu gebliebener Freund sinkt, und mit ihm Glück und alles, nun treten die Falschen hinzu, die sich auch Freunde nannten, verleumden, spotten, höhnen seine Plage. Der Edle fällt, wie man vor bösen Buben fällt, und jene Unedlen behalten recht: „Was hat er ausgerichtet? Was wollte er? Freilich — freilich, auch fehlte es ihm nicht — aber jung, zu jung —" Unter solchen Hohnsprechungen liegt nun der Arme bei einem Pfarrer auf einer kleinen Insel im Zürcher-See, hatte in Deutschland, für das er alles unternahm, zuletzt keinen sicheren Tritt mehr, und starb auch dort mit Liebe fürs Vaterland und mit Löwenmut gegen die Verkleisterer der Wahrheit. Jünglinge, wallfahret zu einem Grab, und sein Leben sei euch ein Spiegel mehrerer Zeiten.

Aus

Huttens letzte Tage

von Conrad Ferdinand Meyer.

III.

Deutsche Libertät.

Ein lustig Trommeln zieht den Strand entlang
Mit gellen Pfeifen und mit Kriegsgesang.

Sie lösen ihre Stücke. Rauch und Dampf.
Er lichtet sich. Standarten, Roßgestampf.

Gewalt'ge Körper! Es ist eine Lust,
Wie sie daherstolzieren selbstbewußt.

's ist Schwyzerboden. Üppig fließt der Sold,
Wild, immer wilder brennt der Durst nach Gold.

Die Älpler haben Lebensüberfluß
Und starkes Blut, daß man sie schröpfen muß.

Wem ziehn sie bei? Die Lilien seh' ich wehn,
Zu König Franz wird dieser Reislauf gehn.

Nicht treibt der Schweizer seinen feilen Lauf
Allein. Der Landsknecht nimmt es mit ihm auf.

Der deutsche Ritter auch, er ficht und rauft
Für jeden fremden König, der ihn kauft.

Fürst, Pfaffe, Bauer, Städter, Ritterschaft,
Ein jedes trotzt auf eigne Lebenskraft!

Nichtsnutzig eine Freiheit, die vergißt,
Was sie der Reichesehre schuldig ist!

Nichtsnutzig eine deutsche Libertät,
Die prahlerisch in Feindeslager steht!

Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt
Ein einig Zelt ob allem deutschen Land!

Geduld! Wir stehen einst um ein Panier
Und wer uns scheiden will, den morden wir!

Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.

An Major Freiherr von Richthofen, Kommandant von Kortryk:

Die schmerzliche Kunde von dem Heldentod unseres guten Rittmeisters hat uns alle tief erschüttert. Mit innigster Teilnahme trauert mit Vater, Mutter und Geschwistern unseres stolzen, ritterlichen Kommandeurs das ganze Geschwader. In dem feierlichen Gelöbnis, den Kampf so fortzusetzen, wie er ihn täglich uns zeigte, soll er für alle Zeiten als leuchtendes Beispiel kühnsten Jagdfliegergeistes in uns weiterleben

Reinhard,
Hauptmann und Geschwaderführer.

*

An das Jagdgeschwader I:

Mein stolzer Sohn muß als Ihr Vorbild weiterleben.

Vater Richthofen.

*

Der Kommandierende General der Luftstreitkräfte (Großes Hauptquartier):

„Die Hoffnung, die wir alle hegten, daß Richthofen uns erhalten bliebe, ist nicht erfüllt. Er ist gefallen. Stärker als unsere Worte sind seine Taten. Ihm war es vergönnt, als ein Führer anerkannt und verehrt zu leben, als Kamerad geliebt zu werden. Nicht auf das, was er noch hätte werden können, wollen wir unsere Blicke lenken, sondern aus dem, was er war, wollen wir unsere lebendige Kraft herleiten, Kraft, sein Andenken in Taten ständig wach zu halten. Herzlich gedenke ich seines Jagdgeschwaders und besonders seiner Jagdstaffel 11."

*

Todesanzeige des Jagdgeschwaders I:

„Die Liebe zu seinem Vaterland, sein heldenhaft schlichtes Denken, sein vorbildliches Leben als deutscher Soldat besiegelte mit dem Heldentod auf dem Schlachtfeld unser geliebter und bewunderter Kommandeur, der Kgl. Preuß. Rittmeister

Manfred Freiherr von Richthofen
Ritter höchster Orden.

Am 21. April schied er von uns. Verwaist und seines Hauptes beraubt, betrauert das Geschwader den unersetzlichen Verlust seines stolzen Kommandeurs.

Von Deutschlands Volk geliebt und verehrt, von seinen Feinden geachtet, starb er, der Sieggewohnte, als Sieger unbesiegt.

Uns allen war er das Vorbild, der Berater, der Freund, der uns nie zu ersetzen ist.

Mit dem feierlichen Gelöbnis: Was du begonnen, dein Lebenswerk, wollen und müssen wir vollenden, soll Richthofens kühner Jagdfliegergeist für alle Zeiten in uns fortleben."

Charietto.

Das glückhafte Leben eines germanischen Abenteurers.

Von Wilhelm Lennemann.

Vor einigen Jahren wurde in der Nähe Triers der Grabstein eines römischen Soldaten bloßgelegt. Die Inschrift besagte, daß es sich um den germanischen Krieger Charietto handelte, dem der römische Statthalter diesen Stein gesetzt. Es muß also immerhin ein bei den Römern angesehener Mann gewesen sein. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diesen Krieger mit dem cives germaniae Chariotto gleichsetzen, von dem uns der römische Geschichtsschreiber Cosimus in einigen kurzen Andeutungen berichtet. Danach ist es ohne viel ausschmückende Phantasie möglich, den wundersamen Lebensgang dieses germanischen Abenteurers darzustellen:

Die Stammeszugehörigkeit des Charietto wird allerdings nicht angegeben. Er war jedenfalls von riesigem Wuchs und ungeheurer Stärke. Jahrelang hatte er sich im Grenzgerauf herumgeschlagen; endlich war er dieser kleinen Katzbalgereien überdrüssig geworden. Er ging über den Rhein auf der Suche nach Kampf und harter Schlacht. Das war um die Mitte des 4. Jahrhunderts. Er kam zuerst zu den Franken, deren einzelne Stammeskönige miteinander in dauernder Fehde lagen.

Charietto verdingte sich einem dieser Könige, der gerade im Verein mit seinem Bruder gegen den dritten zu Felde zog. Er wurde Gefolgsmann und tat gern, was ihm oblag. Jeder Tag war ihm unlieb, da er nicht mit wuchtigen Hieben die Schädel der Feinde klopfen konnte.

Aber die Gesandten der Brüder liefen hin und her und brachten bald eine Versöhnung zwischen den feindlichen Königen zustande, die mit heiligen Eiden bekräftigt wurde. Das Heer murrte dawider, und Charietto war der Lautesten einer. Sie waren um Blut und Beute ausgezogen und nicht willens, ohne Gewinn wieder heimzuziehen. Das Geschrei wurde so drohend und wild, daß der König beschloß, den eidlich unter dem Schutz der Götter besiegelten Frieden zu brechen und den Bruder heimlich zu überfallen und zu vernichten.

Aber dem Frevel widerstrebten die Krieger; denn sie fürchteten die Strafe der Götter, die einen solchen Eidbruch blutig ahnden würden, und so schlugen sie vor, das Lager des verbündeten und eidlich nicht geschützten Bruders zu überrumpeln.

Charietto jedoch entsetzte sich vor dieser praktischen Lösung; denn die bisherigen Kampfgenossen waren ihm keine vogelfreien Räuber, die man heimtückisch wie tolle Hunde erschlug. Er nahm Abschied und zog südwärts und kam in die Nähe von Trier. Hier hatten sich um diese Zeit herumstreifende Abenteurer zu einem ansehnlichen Haufen zusammengetan. Sie drangen nächtens in die Ansiedlungen und Dörfer, brannten und plünderten und zogen sich darauf wieder in ihre Waldverstecke zurück, wo sie ihren Raub verzehrten und verzechten, bis sie trunken in Schlaf fielen. Und niemand wußte diese Untiere zu bändigen.

Das aber gerade reizte den starken und kampfgewohnten Charietto. Er beschloß, allein wider die Unholde ins Feld zu ziehen. Er umschlich die Verstecke, kundschaftete das Treiben sorgsam aus, und dann fiel er wie ein unheimlicher nächtlicher Waldschrat über die Trunkenen und erschlug, so viele seine Streitaxt nur erreichen konnte. Die abgeschlagenen Köpfe brachte er als Siegestrophäe nach Trier, wo er als Held gefeiert wurde.

Dies blutige Handwerk trieb er Nacht für Nacht. Einen Genossen wählte er aus der Zahl der ihm nun zuströmenden Helfer aus: Kerkio; den unterrichtete er. Und bald hernach auch noch eine Schar weiterer wagemutiger Männer. Die Zahl der Räuber minderte sich, mit Schrecken stellten sie den tagtäglichen Abgang so vieler ihrer Besten fest, ohne je ihre unheimlichen teuflischen Feinde zu Gesicht zu bekommen. Und sie wurden darum erbitterter und grausamer denn je. Die Landschaft verlangte von dem römischen Statthalter schnelle Hilfe und restlose Vertilgung der Räuber. Aber auch der römische Kaiser Julianus, der jetzt persönlich mit seinen kriegsgeübten Soldaten gegen die Räuber und Mörder vorging, vermochte nicht viel auszurichten.

Da bot sich ihm Charietto an und wies ihm seine Taktik. Julianus nahm die Hilfe an und stellte ihm salische Krieger zur Verfügung, die im nächtlichen Waldkampf geübt waren. Nachdem der Deutsche seine Truppe genügend eingeübt, ging er zu Werk und hatte den Mordgesellen bald so sehr zugesetzt, daß sich der Rest ergab.

Julianus schonte die Gefangenen und steckte sie in sein Heer, ebenso die Truppe des Charietto. Ihn selbst erhob er zu einem Unterführer. Und auch in dem geordneten kaiserlichen Kriegsdienst zeichnete sich der deutsche Held durch seine verwegene Tapferkeit und soldatische Umsicht bald so sehr aus, daß er von Stufe zu Stufe stieg und von seinem dankbaren Kaiser schließlich mit dem Titel eines comes germaniae ausgezeichnet wurde. Beliebt und geehrt hie und gefürchtet drüben, ward er zu einer starken Stütze der römischen Kriegsmacht. Seine Soldaten vergötterten ihn und verherrlichten ihn in ihren Lagerliedern.

Als im Krieg gegen die Alemannen ein Truppenteil wich, er die Fliehenden aufhielt und in die Schlacht zurückführte, griff der Schlachtengott nach seinem Leben: Ein Pfeil traf Charietto und warf ihn hin. Und Walküren hoben ihn auf und trugen ihn nach Walhall. —

Er starb auf der Höhe seines Ruhmes. Einen schöneren Tod hätte sich sein Soldatenherz nie wünschen können. Stein und Buch bewahrten sein Andenken bis auf unsere Tage.

Peter, der Schuldiener.

Wenn sich die Schultore hinter den einen zum letzten Mal schließen und vor den anderen zum ersten Mal öffnen, denken die wenigsten an den Mann, der diese Ereignisse ebenso „aufschlußreich" wie „abschließend" zum Bewußtsein bringt: an den Schuldiener. Ich denke da an unseren guten, alten „Peter", der unser Schuldasein, soweit es sich unter seiner Schlüsselgewalt abspielte, als ein wahrhaft guter Hausgeist betreute. Peter war wirklich ein Original von der verehrungswürdigsten Art. Großväterlich, nicht nur väterlich, war er um das Wohl seiner Schule besorgt, was sich äußerlich schon darin ausdrückte, daß sein mit schönen Stickereien verziertes Großvater-Käppchen jederzeit sein Haupt bedeckte.

Eine trauliche Sphäre des Daheimseins schuf uns jüngeren Schülern seine gutmütig-patriarchalische Erscheinung. Dabei gab es gewiß keine Zärtlichkeiten oder besonders liebevolle Blicke einzustecken. Nein, den guten Kern in der rauhen Schale ahnten wir damals nur erst leise, dafür bekamen wir um so deutlicher den Stachelpanzer zu spüren, mit dem er sich gegen die Außenwelt abschloß. So, wenn er ein Rudel Lärmmacher im Hause erwischte und sie zu Paaren trieb oder dem einen oder dem anderen von ihnen, der nicht rechtzeitig die Flucht ergreifen konnte, einen handgreiflichen Denkzettel verabreichte. Trotzdem: Furcht und ängstliche Distanz kannten wir ihm gegenüber nicht, zumal wir ihn oft genug in seiner Häuslichkeit beobachteten, die im Kellergeschoß offen vor jedermanns Blicken lag. Hinter blitzsauberen Gardinen sahen wir ihn da als Hauspascha inmitten seiner zahlreichen Familie hantieren. So stellte sich also unser Peter als ein sicher tragender Verbindungssteg zwischen Schule und Elternhaus.

„Nun, Peter, was bringen Sie heute Schönes?" konnte sich unser Mathematikprofessor erlauben, ihn anzusprechen, wenn er, die Mappe unterm Arm, zum Klassenzimmer hereintrat. Diese joviale Vertraulichkeit durfte sich von meinen Lehrern allerdings nur er allein herausnehmen, und dies auch nur auf Grund seines Dienstalters. Wohl für die Dauer einer Viertelstunde, was in Mathematik indessen eine halbe selige Ewigkeit bedeutete, atmeten wir dann erleichtert auf, wobei wir mit vielem Vergnügen die Rolle des lachenden Dritten pflichtschuldigst übernahmen. Andere, jüngere Lehrer behandelte Peter mit unnachahmlicher Kühle von oben herab — Abgesandter und Stellvertreter des Direktors, der er dann war. Dank seines untadeligen Charakters und kraft der überlegenen Klugheit seines Alters hätte er sich freilich auch ohne seine mehr oder weniger klangvolle Amtsbezeichnung den nötigen Respekt zu verschaffen gewußt.

Ihn erprobte er mit Vorliebe an seinen Oberprimanern, welche gleich neben seiner Amtsstube zu ebener Erde ihr Klassenzimmer hatten. Gehörten sie doch sozusagen zur Familie, und dies schon aus dem Grunde, weil er an ihnen die Früchte seiner neunjährigen Erziehung heranreifen sah. Auch wenn diese Früchte in nichts anderem bestanden, als daß die kommenden Abiturienten ihn in der Wahrung der Hausordnung jüngeren Klassen gegenüber unterstützten, wenn es sein mußte, mit nachdrücklicher Handbewegung. Gestalten von Gardemaß, die sie meistens waren, konnten sie sich im wahrsten Sinne in die Brust werfen, und einige verfügten sogar über einen üppig gedeihenden Schnurrbart. Ich weiß nicht, ob es stimmt, daß es unter Peters stillschweigender Duldung oftmals recht vergnügte Karzerstrafen gegeben hat, vielleicht hat da die Renommiersucht doch übertrieben. Aber ich kann mich noch ganz gut erinnern, daß es meine einzige Sehnsucht war, auch einmal auf so vertrauten Fuß mit Peter zu stehen, unbehelligt in seinem Amtszimmer zu stöbern nach frisch geschriebenen Arrestzetteln und ähnlichen Dienstgeheimnissen, wovon man später hinterrücks überrascht werden konnte, in den Zeitungen und anderen Postsachen zu schmökern, die eben der Briefträger gebracht hatte.

Das Schicksal hat es gewollt, daß Peter für mich zeitlebens eine unantastbare Respektsperson blieb. Denn als ich in jenem Alter war, da der „Herr" anfängt, über das bloße Schülerdasein hinauszuwachsen, starb uns Peter ganz unerwartet weg, also richtig in den Sielen. Als ihm der bisherige Heizer der Anstalt in seinem Amt folgte, bahnte sich zwar ebenfalls ein freundschaftliches Verhältnis an, aber es war doch in vielem anderer Art als das frühere. Und die neue Zeit hat das Ideal des Schuldieners vom Schlage des Peter gewiß noch gründlicher verändert.

Gleichviel — man sollte ihnen die verdiente Ehre und ein gutes Andenken auch unter gewandelten Verhältnissen nicht vorenthalten. Sind die Schuldiener auch gleichermaßen unschuldig an unseren guten wie an unseren schlechten Zensuren, so ist doch über sie bis auf den heutigen Tag „nichts Nachteiliges bekannt" geworden. Denken wir nur daran, wie oft es gerade im rechten Augenblick zum Schluß der Stunde geläutet hat, bevor uns die Frage des Lehrers unvorbereitet traf! Heute tut es die elektrische Klingel von selbst — zu meiner Zeit war noch ein Druck auf den Knopf nötig, wozu der Schuldiener nur ja nicht den rechten Augenblick verpassen durfte. Er tut es freilich, unsichtbarerweise, auch heute noch.

H. A. Berger.

Geduld! Was langsam reift, das altert spat!
Wann andre welken, werden wir ein Staat.

Der Schmied.

Am Ufer drüben seh' aus einem Schlot
Ich lust'ge Funken wirbeln purpurrot

Und Schmied und Amboß kommt mir in den Sinn,
Davor ich einst erstaunt gestanden bin.

Als ein vom Weg Verirrter macht' ich halt:
Es war um Mitternacht im schwarzen Wald.

Ein riesenhafter Schmied am Amboß stand
Und hob den Hammer mit berußter Hand.

Zum ersten schlug er nieder, daß es scholl
Ringsum im nächt'gen Forst geheimnisvoll,

Und rief: „Mach', erster Streich, den Teufel fest,
Daß ihn die Hölle nicht entfahren läßt!"

Den Hammer er zum andern Male hob,
Den Amboß schlug er, daß es Funken stob,

Und schrie: „Triff du den Reichsfeind, zweiter Schlag,
Daß ihn der Fuß nicht fürder tragen mag!"

Den Hammer hob er noch zum drittenmal,
Der niederfuhr wie blanker Wetterstrahl,

Und lachte: „Schmiede, dritter, du die Treu'
Und unsre alte Kaiserkrone neu!"

Nachtgespräch.

Mit glühnden Spuren ist der Tag entflohn,
Am Himmel blitzen frühe Sterne schon.

Der Alte sitzt auf seiner Lieblingsbank:
Du träumest, Pfarrer? Rück' ein wenig! Dank.

Was schaust verzückt du auf zum Himmelszelt?
Was siehst du droben? — „Ritter, Welt an Welt!

Erfahrt, daß unter uns, die wir bemüht
Um die Natur sind, ein Geheimnis glüht!

Mir hat's ein fahr'nder Schüler anvertraut.
Neigt Euch zu mir! Man sagt's nicht gerne laut.

Ein Chorherr lebt in Thorn, der hat gewacht,
Bis er die Rätsel deutete der Nacht.

Herr Köpernik beweist mit bünd'gem Schluß,
Daß — staunet — unsre Erde wandern muß!

Wißt, um die Fürstin Sonne kreisen wir
Und glaubten dienend uns umkreist von ihr!

Ihr meint, wir sitzen ruhig hier? Erlaubt —
Wir schweben, wie von Adlerkraft geraubt!

Nicht wandern, Ritter, wir allein! Erhebt
Das Haupt! Der ganze Himmel zieht und lebt!

Ein Kreis von Pilgern ist's, der uns umringt,
Von denen jeder sanft den andern zwingt,

Und unser Sternlein ist in dieser Schar
Wohl einer der geringsten Pilger gar.

Wir nahmen Welt und Himmel uns zum Raub,
Wir wähnten uns das All und sind ein Staub.

Doch besser als ein König und allein,
Ist, eines großen Ganzen Glied zu sein.

Mit höhern Welten bringt uns unser Gang
In einen leuchtenden Zusammenhang!

Ein neues Leben wird uns aufgetan
Auf hellern Stufen nach durchlaufner Bahn

Ich lieb' Euch, Hutten, und ich möchte gern
Euch wiedersehn auf einem schönen Stern.

Je näher dem Gestirn, das ewig ruht,
Und desto reiner wird die Liebesglut.

Die Leiter ist's, die Jakob einst erblickt.
Ihr lächelt, Ritter? Red' ich ungeschickt?

Ist's zu begehrlich, was mir ahnen will?
Ins Dunkle blicket Ihr und bleibet still . . ."

— Auf Ufnau, Pfarrer, ist der Abend kühl.
Ruhsame Nacht! Ich suche meinen Pfühl

Und laß Euch mit den Sternen jetzt allein,
Ich möchte morgen wieder wacker sein.

Erst dien' ich aus auf Erden meine Zeit
Und bin dannzumal auch nicht dienstbefreit,

Verteilt man auf den Sternen neues Lehn —
Wohlan! ich denke meinen Mann zu stehn.

Die Beichte.

Hier schreit' ich über meinem Grabe nun —
Hei, Hutten, willst du deine Beichte tun?

's ist Christenbrauch. Ich schlage mir die Brust.
Wer ist ein Mensch und ist nicht schuldbewußt?

Mich reut mein allzu spät erkanntes Amt!
Mich reut, daß mir zu schwach das Herz geflammt!

Mich reut, daß ich in meine Fehden trat —
Mit schärfren Streichen nicht und kühnrer Tat!

Mich reut die Stunde, die nicht Harnisch trug!
Mich reut der Tag, der keine Wunde schlug!

Mich reut — ich streu' mir Aschen auf das Haupt —
Daß nicht ich fester noch an Sieg geglaubt!

Mich reut, daß ich nur einmal bin gebannt!
Mich reut, daß oft ich Menschenfurcht gekannt!

Mich reut — ich beicht' es mit zerknirschtem Sinn —
Daß nicht ich Hutten stets gewesen bin!

Reife.

Es wendet sich das Jahr, die Welle raucht,
Mein Eiland ist in Morgenduft getaucht.

Vor mir in herbstlicher Verschleierung
Bewegt sich einer Barke Ruderschwung.

Herüber glänzt durch schwankes Nebelspiel
Die hochgetürmte Burg von Rapperswyl.

Zu Häupten mir durch hell're Schleier bricht
Das süße Blau, das warme Sonnenlicht;

Und schwerer hangt die Traube schon am Schaft
Sie schwillt und läutert ihren Purpursaft,

Sie fördert ihre Reife früh und spat —
Was meinst du, Hutten? Auch die deine naht!